

Finale

O-Ton

«Die Geschichte lehrt dauernd, aber sie findet keine Schüler.»

Ingeborg Bachmann

Ausstellung für koloniale Beutekunst

Afrika Es ist eine Abschiedsausstellung der besonderen Art: Das Pariser Museum Quai Branly zeigt von Dienstag an 26 afrikanische Kunstgegenstände, die anschliessend an Benin zurückgegeben werden. «Dies ist weltweit die erste bedeutende Restitution von Kunst nach Afrika seit dem Ende der Kolonialzeit, ein geradezu historisches Ereignis», sagte die Berliner Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy.

Die Französin kämpft seit Jahren für die Rückgabe kolonialer Beutekunst. 2018 hatte sie im Auftrag von Präsident Emmanuel Macron einen umfassenden Bericht dazu vorgelegt. Die Rückgabe wurde durch ein 2020 verabschiedetes Gesetz ermöglicht.

Die 26 ausgestellten Objekte waren im 19. Jahrhundert von französischen Soldaten nach Frankreich gebracht worden. Etwa 90'000 Kunstgegenstände aus Afrika befinden sich Schätzungen zufolge in französischen Museen, etwa 70'000 allein im Museum Quai Branly.

Derzeit arbeitet das Museum daran, die Stücke zu identifizieren, «die unter gewaltsamen Umständen nach Frankreich gebracht wurden», wie Museumsleiter Emmanuel Kasarhérou sagte. «Es wurden ja nicht alle Gegenstände gestohlen», fügte er hinzu. Viele Objekte hätten auch mehrfach den Besitzer gewechselt. «Wir arbeiten auch mit Kollegen aus Afrika zusammen, um Wanderausstellungen zu organisieren», sagte Kasarhérou. *afp*

Tagestipp



Wohin des Weges?

Literarisch-musikalischer Zyklus In der Reihe «Wortklänge» treffen sich immer wieder Wortkünstler und Musikerinnen auf ein fruchtbares Stelldichein im Berner Münster. Der diesjährige literarisch-musikalische Zyklus hat allerlei Arten von Weg zum Thema: vom Ab-, zum Um- bis zum vielversprechenden Irrweg. Den Anfang macht Lukas Bärfuss mit dem neuen Text «Die Kreuzung bei Oppligen», der auch bald im Rahmen eines Hommagebands an Friedrich Dürrenmatt erscheinen wird. Im Münster erwartet ihn der Hausorganist höchstpersönlich: Daniel Glaus. *(klb)*

Berner Münster, Dienstag, 26. Oktober, 19.30 Uhr

«Wenn er in mir lebt, kann er nicht gestorben sein»

Serie Aufgetaucht Die Lebensläufe des Journalisten Paul Golay und seiner Tochter, der Schriftstellerin Alice Rivaz, zeugen von einer Geistesverwandtschaft, die den Tod überdauert hat.

Denis Bussard

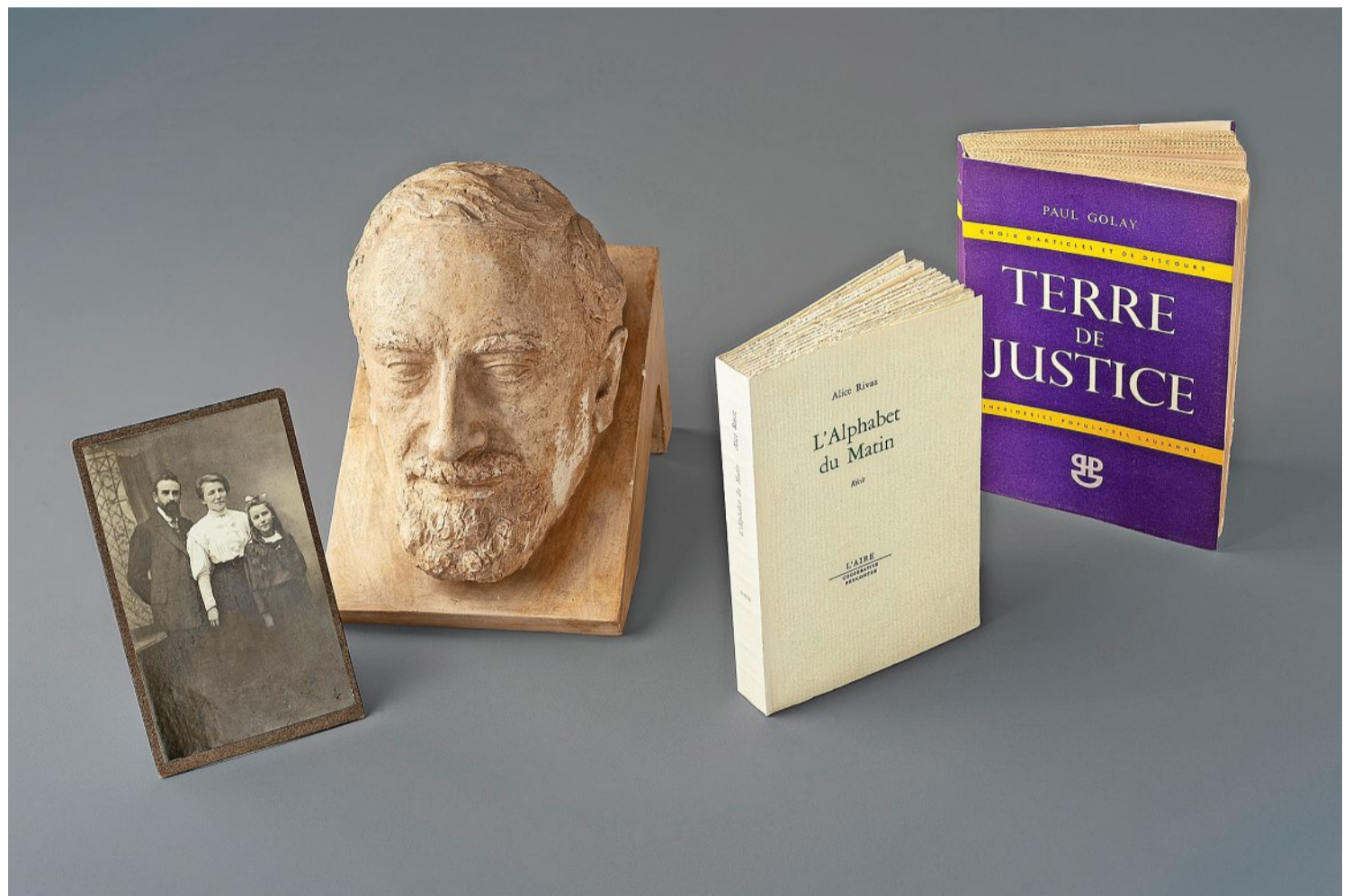
Das Schweizerische Literaturarchiv erhielt die Büste von Paul Golay (1877–1951), Waadtländer Journalist und kämpferischer Sozialist, zusammen mit anderen Dokumenten von seiner Tochter Alice Rivaz. Sie war als Schriftstellerin unter dem Namen Alice Rivaz bekannt, den sie 1940 beim Erscheinen ihres ersten Romans annahm.

Vater und Tochter haben sich in ihren Leben «beinahe verpasst». Die Schriftstellerin unterhielt eine symbiotische Beziehung zu ihrer Mutter, während ihr Vater mit zeitraubenden politischen Aktivitäten beschäftigt war. Dennoch entstand eine enge Beziehung, die sich in den letzten Lebensjahren von Paul Golay verstärkte, aber vor allem auch nach seinem Tod, der einen neuen Dialog eröffnete.

Neben den Briefen und Familienporträts materialisiert die seltsame Büste die ständige, wohlwollende Präsenz des verstorbenen Vaters, die für Alice Rivaz «so etwas wie ein Leben zu zweit, ein vertrautes Tête-à-Tête» war: «Der Abwesende, der Verstorbene, der uns grausam verlassen hatte, war auf einmal wieder da, als hätte er sich in der Dunkelheit meines Innersten eingeschlichen, nicht als Erinnerung, sondern als wirkliche, fast schon fleischliche Präsenz mit einem Gewicht, einem Volumen

Alice Rivaz (1901–1998)

Geboren 1901 in Rovray, absolvierte sie zunächst eine Ausbildung als Pianistin und Musiklehrerin, war ab 1925 aber als Dokumentalistin beim Internationalen Arbeitsamt in Genf tätig. Rivaz wurde bereits in den 1940er-Jahren mit ihren ersten Romanen «Nuages dans la main» (1940), «Comme le sable» (1946) und «La Paix des ruches» (1947) bekannt. Nach ihrer Pensionierung 1959 publizierte sie verschiedene Erzählbände, Romane, Essays sowie Tagebücher. Alice Rivaz starb 1998 in Genthod. *(red)*



Die Büste ihres Vaters Paul Golay befindet sich im Nachlass von Alice Rivaz. Foto: Simon Schmid (Nationalbibliothek)

und einer Dichte, die aussergewöhnlich sind.»

Diese Gemeinschaft nahm in den Jahren nach Paul Golays Tod eine ganz konkrete Form an: Alice Rivaz hat die Artikel und Reden ihres Vaters im Sammelband «Terre de Justice» zusammengestellt, den sie 1951 veröffentlichte (und dessen Neuauflage sie lange plante). 1968 porträtierte sie den Vater als «Antoine» in «L'Alphabet du matin», das von der Kindheit der kleinen «Anne» in Clarens erzählt und von ihrer Entdeckung der Worte und der «Ideen von [ihrem] Vater».

In diesen beiden Vorhaben, dem herausgeberischen wie dem literarischen, sind noch viel tiefere Gemeinsamkeiten zwischen Paul und Alice zu erkennen: der Sinn für das Schreiben, der Glaube an die Macht der Worte und



Alice Rivaz gab den Sammelband «Terre de Justice» heraus. Foto: vvg

der Kampf gegen jede Form der sozialen Ungerechtigkeit. Paul Golay war nicht nur ein Politiker, sondern auch «ein strenger Polemiker mit schonungsloser Feder», Autor eines Theaterstücks

und von rund 7000 (!) Artikeln mit offensichtlichen literarischen Qualitäten.

Alice Rivaz hat sich ihrerseits nur kurz in politischem Engagement versucht – bei der Sozialistischen Jugend und in pazifistischen Bewegungen. Sie hat den Journalismus ausprobiert und dabei insbesondere Reportagen über Heimarbeit von Frauen verfasst und lange für das Internationale Arbeitsamt gearbeitet, bevor sie sich ganz ihrem literarischen Werk widmete und in ihren Romanen und vor allem in den Kurzgeschichten den Ärmsten der Gesellschaft eine Stimme gab.

«Sie sind Menschen»

Beide haben sich auf ihre Art dafür eingesetzt, Diskriminierungen anzuklagen, konservative

Ideologien zu bekämpfen und vor allem – den Handwerkerinnen und Handwerkern, den Bediensteten, den kleinen Angestellten zu Würde zu verhelfen. «Sie leiden, sie streben nach dem Unerreichbaren, sie nähern sich mit Schrecken ihrem eigenen Tod. Sie sind Menschen», schrieb Alice Rivaz.

Dank den Nachlässen und dem Interesse der Forschung an diesen beiden Persönlichkeiten, die die Geschichte des 20. Jahrhunderts in der Roman-Dialog zwischen dem engagierten Bürger mit spitzer Feder und der Aktivistin, die bald zur Schriftstellerin wurde, fortgeführt.

Das Schweizerische Literaturarchiv präsentiert monatlich Trouvaillen aus den Beständen.

Analyse

Wieso «cringe» die perfekte Wahl ist

Wer kennt es nicht? Ein Witz über den Arbeitskollegen, bloss steht der gerade hinter einem. Unterwürfigkeit gegenüber dem Chef – vor Publikum. Selbstentblössungen aller Art, vom übereifrigen Engagement und deplatzierten Bekenntnis bis zum Reklamieren ohne Grund.

Unter 1,2 Millionen Vorschlägen haben Jugendliche in Deutschland sich für «cringe» als das Jugendwort des Jahres entschieden, durchgeführt hat das Voting der Langenscheidt-Verlag. «Cringe» steht für «erschauern» und beschreibt eine körperliche Reaktion auf

eine peinliche Situation. Wem sich die Zehennägel aufrollen, der ist voll in der «cringewort-hy» Zone.

Letztes Jahr landete «cringe» auf Platz zwei, das Wort hat schon länger Konjunktur. Dass Teenager vieles «cringy» finden, liegt daran, dass sie sich quälen ob der Meinung ihrer Mitmenschen. Alle, die sich fragen, ob ihre Pickel besser zu sehen sind, wenn sie auf den Bus rennen, haben eine Wahrnehmung für Peinlichkeiten.

Am liebsten hat man es, wenn anderen etwas Peinliches zustösst. Wie die Youtuber und

Gerade in der Pandemie, wo wir aus der sozialen Übung sind, scheint «cringe» als Top-Gefühlswort zu passen.

Tiktokerinnen, die etwas versuchen, das hinten rausgeht, oder die Erwachsenen, die sich anbiedern und ahnungslos bleiben. Aber diese «Fremdscham»

gibt es nur im Bezug auf das Eigene, das sich im Sozialen bewegt. Man muss sich schon einmal selber lächerlich vorgekommen sein, um an der Lächerlichkeit der anderen zu leiden. Psychopathen finden nichts «cringy».

Die «cringe comedy» nahm das alles vorweg, «The Office» zeigt einen Teamleiter, der sich um jeden Preis beliebt machen will, ein Meister der Selbsttäuschung. Als Beispiel für die Komik von «Curb Your Enthusiasm» reicht jene Szene, in der die Hauptfigur Larry David in die Runde fragt, wer im Kinderzimmer masturbiert hat.

Gerade in der Covid-Pandemie, wo wir aus der sozialen Übung sind, scheint «cringe» als Top-Gefühlswort zu passen. Wir kennen jetzt so ungelenke Begrüssungen wie Ellbogen-zu-halber-Umarmung; wir waren dabei, als dem Maskenverweigerer im Zug die Argumente ausgegangen sind.

In «cringe» steckt aber auch die Sehnsucht nach Nähe zu den Menschen. Denn das Soziale mag in der Peinlichkeit kurzzeitig zusammenbrechen. Aber etwas anderes haben wir nicht.

Pascal Blum